

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 13 (1891)
Heft: 38

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauen-Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang.

Organ für die Interessen der Frauenwelt.

Abonnement:

Bei Franko-Zustellung per Post:
 Jährlich Fr. 6. —
 Halbjährlich „ 3. —
 Ausland franko per Jahr „ 8. 30

Alle Postämter & Buchhandlungen
 nehmen Bestellungen entgegen.

Redaktion:

Fran Elise Honegger.

Expedition:

M. Kälin'sche Buchdruckerei.



St. Gallen

Motto: Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
 Werden, als dienendes Glied schliesst an ein Ganzes dich an!

Insertionspreis.

Per einfache Petitzeile:
 20 Cts. für die Schweiz.
 20 Pf. für das Ausland.
 Jahres-Annoncen mit Rabatt.

Ausgabe:

Die „Schweizer Frauen-Zeitung“
 erscheint auf jeden Sonntag.
 „Für die Junge Welt“ wird
 monatlich gratis beigelegt.

Alle Zahlungen

sind ausschließlich an die M. Kälin'sche
 Buchdruckerei in St. Gallen zu ent-
 richten.

Sonntag, 20. September

Sieglocken.*)

Nachdruck verboten.

Der Morgen haucht in heiligem Erwachen
 Und blauverschleiert träumt der stille See;
 Am grünen Ufer schwankt der leichte
 Nachen

Und auf den Bergen glänzt wie Gold der Schnee.
 Hinklingend leis auf grünem Spiegel gleiten
 Die Glockenklänge wie ein sel'ger Traum;
 Das Frühroth malt in duftumwölkten Weiten
 Mit Purpurgold des Himmels saufen Saum.

Das ist ein holdes Durcheinanderklingen
 Der lieben Glocken auf dem glatten See!
 Tief in dem Grün hör' ich das Echo singen,
 Es tönt empor wie ein versunk'nes Weh.
 Durch alle Dörfer wandert ein Erwachen,
 Sanft von den Zweigen rieselt heller Thau;
 Mit Ruderplätschern rauscht dahin der Nachen
 Und tief vom Himmel quillt das ew'ge Blau.

Maurice von Stern.

Das Wasser- Heilverfahren in Laienhänden.

(Von Jul. Zuppinger.)

Wenn ich dieses Thema behandeln und dabei richtig verstanden werden will, so habe ich vor Allem aus den Begriff „Laie“ festzustellen. Laie ist Jeder, der in die betreffende Sache nicht eingeweiht ist. In der Medizin aber versteht man, enger gefasst, unter Laien Solche, welche nicht den vorgeschriebenen Bildungsengang durchgemacht haben, der mit dem Examen seinen Abschluß findet. Diesen Begriff, den ich sonst für ansehnlich halte, acceptire ich für diese meine Arbeit. Ich bin daher in diesem Sinne ebenfalls Laie, obgleich ich so ziemlich in allen Methoden des Wasserheilverfahrens zu Hause bin. Wenn man mir das Recht abstreiten wollte, über obiges Thema zu schreiben, weil ich selbst Laie bin, so müßte ich entgegnen, daß eben gerade der Standpunkt des Laien hier zu skizziren ist, damit der Letztere in seiner Stellung als Wasserarzt besser gewürdigt werde, als es noch im Allgemeinen geschieht.

*) Aus „Sonnenhaub“. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Verlag von W. Friedrich, R. R. Hofbuchhändler in Leipzig.

In der Schulmedizin wird dem Wasser als Heilfaktor nur eine untergeordnete Rolle eingeräumt. „Es gibt kein Universalmittel, das Gleiche kann nicht zu Allem gut sein.“ Die medizinische Wissenschaft ist ein vielverzweigtes und mannigfaltiges Gebiet, wie kaum ein anderes. Fast unzählbar ist das Heer der Krankheitserscheinungen; verschiedenartig in ihrem Wesen sind sie, wie ja auch die Organisation des Körpers selbst ungeheuer komplizirt ist. So müssen auch die Heilmittel, jedem Falle sich anpassend, sehr verschiedenartig sein. Alle Gifte, welche die Natur in ihren drei Reichen bietet, sind in gewissen abgeschwächten Dosen heilwirkend, wie ja überhaupt der Begriff „Gift“ ein relativer ist, und selbst das indifferente Wasser im Uebermaße zum „Gift“, d. h. verderblich werden kann. Neßt den in größeren Dosen wirklich giftigen Arzneistoffen gibt es eine ebenso unabschätzbare Auswahl milderer Stoffe, denen eine spezifische Wirkung auf den Organismus zukommt und die darum auch dem Arzneimittelcharakter einverleibt zu werden verdienen. Endlich ist auch den heilsamen Normalkreizen: Wasser, Luft, Licht, Bewegung und Ruhe, passender Wechsel zwischen körperlicher und geistiger Bethätigung, und Schlaf — eine Heilwirkung zuzuerkennen. Das Wasser erfüllt hiebei seine Aufgabe als einfachstes und natürlichstes Reinigungsmittel; zudem kann es bei Fiebern und Entzündungen durch Abkühlung dämpfend wirken, in warmen Bädern die Poren öffnen und so die Ausdünstung steigern, auch nervenberuhigend wirken, im kühlen Bade beleben und kräftigen, und durch feuchte Umschläge mit der feuchten Wärme lösend wirken. Doch können auch in solchen Fällen neben dem Wasser die antiseptischen, die fieberstillenden, nervenberuhigenden, schweißtreibenden, lösenden und belebenden Medikamente nicht immer entbehrt werden. So ist also, nach dem doch maßgebenden Standpunkte der Fachmänner, das Wasser zwar ein wichtiges Hilfsmittel zur Heilung der Kranken, doch ist ihm nicht möglich, die medikamentöse Behandlung entbehrlich zu machen.

Der Mediziner allein kann die werthvollen Eigenschaften des Wassers richtig benützen. Dem Laien fehlen, um dies thun zu können, die abgerundeten, sich gegenseitig ergänzenden Kenntnisse, welche der geschulte Arzt nach 6-jährigen, angestrengten Studien sich auf den Gebieten der Anatomie, Physiologie, Chemie, Pharmacie, Pathologie und Therapie angeeignet hat. Während der geschulte Mediziner durch

seine vollendeten harmonischen Studien in den Stand gesetzt ist, in jedem einzelnen Falle und bei jeder Wandlung der gleichen Krankheit jeweils wieder das passendste Mittel in zutreffender Dosis anzuwenden und hiebei auch dem Wasser die ihm gebührende Stelle zuzuweisen, so hat eben der Laie, welcher sich mit Heilvorarbeiten befaßt, nur eine beschränkte Zahl Hilfsmittel zur Verfügung und tappt dabei noch, was das Schlimmste ist, bezüglich des Krankheitscharakters seines Patienten im Dunkeln und muß aus sehr oberflächlichen Zeichen sich ein Bild von dem Zustande des Kranken machen, ein Bild, welches in den meisten Fällen verworren, oft aber grundfalsch ausfallen muß. Wirft sich nun der Laie einzig auf das Wasser als Universalmittel, so vereinfacht er sich allerdings die Sache sehr; auch erzielt er Erfolge da, wo offenkundig Fieber, Entzündung, Hautausschläge oder erschlaffte Hautfunktionen vorliegen. Es sind dies Fälle, wo auch der Mediziner nebst andern Hilfsmitteln das Wasser anwendet. Wo aber der geschulte Arzt dem Wasser keine Heilwirkung zutraut oder dasselbe sogar als kontraindiziert erklären muß, da wird der Laie mit seiner Wasserbehandlung nur Unheil anrichten; ebenso in den zahlreichen Fällen, wo das Krankheitsbild falsch verstanden werden kann. Dies ist der Standpunkt der Schulmedizin in dieser Sache; wenigstens hoffe ich, es sei mir gelungen, diesen Standpunkt richtig darzulegen.

Der im Wasser-Heilverfahren gebildete Laie faßt aber die Sache ganz anders auf: Wenn schon im Alterthum Bäder geschätzt wurden, so wandte man sie damals doch bloß als Reinigungs- und Erfrischungsmittel an; die warmen Bäder dienten mehr der raffinierten Genußsucht, als einem Heilzwecke. Tausende von Jahren hat die Medizin geforscht; aber auf die Idee, das Wasser als Heilfaktoren zu benützen, verfiel sie nicht, vielleicht deswegen, weil dem Wasser keine spezifische Wirkung zukommt. Noch vor 50 Jahren waren die Anwendungen von kühlenden Bädern und von Wassertrinken für Fieberstillung, von erregenden Umschlägen, von Zufuhr frischer Luft bei hitzigen Krankheiten als schädlich und sogar als gefährlich verpönt. Vor etwa 160 Jahren trat zum ersten Male ein Schweizer Arzt, J. S. Dahn, mit einer guten Schrift über die „Heilkraft“ des kalten Wassers hervor. Trotzdem blieb die Idee meistentheils unbeachtet oder errang nur vorübergehende Aufmerksamkeit, bis

in den 40er Jahren unseres Jahrhunderts Vincenz Prießnitz in Gräfenberg, ohne von jener Schrift etwas zu wissen, rein autodidaktisch ein, zwar natürlich noch roh-empirisches, Wasserheilverfahren begründete. Und Prießnitz war nur ein ungebildeter Bauer.

Es ist begreiflich, daß er nicht sofort ein vollkommenes System ausbilden konnte; es ist begreiflich, daß er, selbst eine resolute Natur, noch kein Verständnis für zarter besaitete Naturen hatte. Seinen Erstaunen erregenden Erfolgen gestellten sich daher auch in Folge Anwendung excessiver Kältegrade der Bäder und übertriebenen Wärmezuges bei vielen, namentlich nervösen und blutarmen Personen, schlechte Resultate zu. Schroth benützte diese Mißgriffe, um ein zum Theil entgegengesetztes Verfahren zu begründen, das jedoch auch wieder an Einseitigkeiten leidet. Dagegen erkannten der geniale Rausse und dessen Schüler Theodor Hahn desto unbefangener die Mängel des Verfahrens Prießnitzens, und sie bildeten das Verfahren zu einem streng individualisierenden System aus, welches sich den physiologischen Gesetzen anzupassen sucht.

Dieses System, naturgemäße Lebens- und Heilweise genannt, umfaßt nebst der Hydrotherapie eine allumfassende Diätetik bezüglich Kost und Körperpflege und stellt ein harmonisches Ganzes dar, welches mit den Naturgesetzen und dem Sittengesetze im schönsten Einklange steht. (Schluß folgt).

Aus dem Tessin.

(Von J. Engel-Günter.)

Wenn es immer noch Leute gibt, die behaupten, daß es früher gar keine „Frauenfrage“ gegeben habe, und daß diese eigentlich nur eine moderne Laune einiger gefangeweiten Thürinnen sei, die — wie jede Mode — bald wieder verschwinden werde, so liegen dagegen doch viele Zeugnisse vor, daß auch vor Zeiten schon oft Anstrengungen gemacht worden sind, um dem weiblichen Geschlechte einen Theil der ihm vorenthaltenen menschlichen Rechte zu erkämpfen. Wir lesen z. B. in der im Tessin erscheinenden „Historischen Zeitschrift“, daß auch dort in dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts schon ein großer Kampf entbrannt ist, einzig wegen der Verechtigung der Frauen zum Gesänge in der Kirche, an dem sich freilich viele Männer mit Wort und Schrift betheiligten. Bis 1820 war es nicht Sitte gewesen, daß die weiblichen Stimmen des Berglesens Jzone sich während der Messe im Gottesdienste hören ließen, sondern die Männer allein hatten den Chor gebildet; während in sämmtlichen, am Ufer des Vedeggio liegenden Gemeinden nur das Dertchen Sigrino berichtigt gewesen zu sein scheint, weil dort die Frauen zuweilen genagt hatten, etwas mehr als flüsternd — „sozialen ins Ohr des guten Gottes“ — reden zu wollen. Als aber im besagten Jahre 1820 der junge Cäsar Trefogli zum Pfarrer von Jzone bestellt war, klang diesem, vielleicht etwas verwöhnten Geistlichen der Gesang der Gebirgsbewohner durchaus nicht angenehm; und so machte er sich daran, nicht allein sie, sondern auch die Mädchen und Frauen in der Musik zu unterrichten. Die Männer lernten dadurch wirklich „ihr Geschrei mäßen und einen etwas christlicheren Ton von sich geben“. Vorerst hatten die Kirchgängerinnen auch ihren Mund noch nicht öffentlich aufgethan; allein eines Tages mochten sie weit genug in der Kunst vorgeückt zu sein glauben, und so wagten sie es, in den Gesang der Männer einzufallen und diese auch darin abzulösen, was dann begreiflicherweise großes Erstaunen und folglich auch Entrüstung hervorrief. Man schrieb über „Entweihung der Religion“, über „Verletzung der Moral und Sitte“, und klagte (ganz wie heute noch in vielen Kreisen bei ähnlichen Anlässen), daß jetzt die Welt untergehen müsse!

Der Tumult außerhalb der Kirche und innerhalb des ganzen Kantons wurde bald ungeheuer groß. Man bestürmte besonders den jungen Priester Trefogli, den Frauen das Singen beim Gottesdienste zu verbieten. Er aber antwortete mutig: „Sie seien

ebenso gut Geschöpfe Gottes als die Männer und hätten das gleiche Recht wie diese,“ was man ihm vielleicht hätte vergehen können, allein er feste hinzu: „Die Frauen sangen besser als die Männer“, und das forderie natürlich Nachse. Nicht allein wurde der Gemeinderath einberufen, sondern auch dem Staatsrath legte man die Frage vor: „Ob dem weiblichen Theil der Bevölkerung das Singen zu gestatten sein solle oder nicht?“ und dieser scheint sich wirklich ernst mit der gewissenhaften Beantwortung beschäftigt zu haben. Leider nur war damit noch nicht entschieden, auf welche Weise man den Frauen und Mädchen den Mund schließen konnte! und das war um so bedenklicher, weil die Verklagten inzwischen auch unter ihren Gegnern selbst ziemlich viele Vertheidiger gefunden hatten. Nun vermochten sie offen zu trogen. Die tyrannischen Ehemänner wurden verachtet, und man belehrte sie, daß die ganze Angelegenheit eigentlich sehr unschuldig und gar keines solchen Aufhebens werth sei. Um so erbitterter wurden diese aber, nebst ihrem ganzen Anhang von vergällten Junggeheilen, alten verführerten Beamten und Pfaffenknechten. Die Regierung, der Vikar und der Bischof von Como wurden von ihnen zugleich angezogen, und der Letztere zeigte sich, nachdem er zuvor den „Heiligen Geist“ öffentlich um Beistand ersucht hatte, den Bittstellern günstig, indem er zwar zugab, daß der Frauengesang in der Kirche nicht zu hindern sei, zugleich aber dem Seelsorger befahl, in Jzone keine Messe mehr zu singen, weil „man sonst Unordnung und Skandal zu fürchten habe“, was eigentlich doch als ein verstecktes Nachgeben aufgefaßt werden mußte. Deshalb meinte der Hochwürdigste wohl auch, daß er noch ein „niederstimmerndes Kirchenbann-Edikt“ (scommunica fulminante) folgen lassen müsse; und so that er. Das an die „hochwohlloblichen“ — oder, wie es damals hieß, „fürnehmsten“ — Herren Landammann und Stadtrathe gerichtete Schreiben lautet wortgetreu:

„Bekannt ist Ihnen der Widerwille der Männer gegen den Gesang der Frauen. Diese kümmern sich aber nicht darum und bilden seit Kurzem an Sonn- und Feiertagen in der Kirche einen Chor, der die Männer im Gesange ablöst, und zwar gerade hauptsächlich während der Messe, obgleich hier früher nie dergleichen erhört gewesen ist. Bis dahin hatten die Frauen ihre Frömmigkeit immer einfach durch Stillschweigen zum Ausdruck gebracht, und ihre Triller, die in den Kirchen noch nie ertönt hatten, sind für die religiöse Andacht nur störend. Es wurden ihnen deswegen schon vom Staatsrathe, sowie vom Herrn Bischof Vorstellungen gemacht, und der Letztere hat seinem Vikar aufgetragen, Erkundigungen einzuziehen, ob die Frauen früher schon in solcher Weise gesungen hätten, da — wenn es der Fall wäre — sie jetzt doch davon abzustehen verpflichtet werden müßten. Ein solches Dekret befindet sich auch schon längst im Besitze des Pfarrers von Jzone, dessen Ohr vielleicht angenehm durch den Frauengesang berührt wird, wodurch er aber nicht der Pflicht entbunden ist, die Frauen von dem Willen des Bischofs in Kenntniß zu setzen und sie künftighin auch nicht mehr im Gesänge zu unterrichten.“

„Dieses Urtheil kann wohl genügen, um den Zwiespalt zu schlichten, da man zugeben wird, daß der Gegenstand als der kirchlichen Disziplin zugehörig angesehen werden muß, und deshalb der Kompetenz des Hochwürdigsten untersteht. Wozu aber auch immer der hohe Staatsrath sich entschließen möge, so ist zu wünschen, daß die Bittsteller den bischöflichen Entscheid Ihrem Erwägen anheimstellen. Deshalb werden die Herren ersucht, dem Herrn Seelsorger das bischöfliche Dekret in legaler Kopie zuzustellen, damit er dem Staatsrathe Mittheilung mache, wie er es mit dessen Anwendung halte, und zu beachten, daß der Herr Bischof seine Entscheidung durch die Thatfache unterlege, daß die Frauen früher nicht in der Kirche gesungen haben. Auf jeden Fall wird der Staatsrath immer zu sorgen verpflichtet sein, daß keinerlei Neuerungen, die Zwietracht bringen könnten, eingeführt werden.“

Trotz alledem ist aus den heute noch vorhandenen Dokumenten nicht zu ersehen, daß der Staatsrath sich der Sache besonders angenommen hat. Doch

scheint es nach einem 1824 verfaßten Berichte, daß der bischöfliche Erlaß den Frauen von Jzone allerdings am Altare vorgelesen wurde und daß sie sich darauf einige Monate ganz ruhig verhalten haben. Dann aber, als sie bemerkten, daß kein Teufel Lust hatte, sie zu holen, dachten sie nicht mehr an Kirchenbann und Bischof und sangen lauter und eifriger als zuvor. Natürlich brach die Empörung ihrer Gegner wieder in Bittschriften an den Staatsrath los, der sich — freilich nach viel Vergeuden von Zeit, Tinte und Papier — entschloß, nicht die Frauen, sondern den Pfarrer in Strafe zu nehmen. Dieser weigerte sich jedoch entschieden; und die Zahlung wurde ihm auch schließlich erlassen. Um die Autorität des Bischofs zu retten, brachte man den Staatsrath dahin, dem Hochwürdigsten die Angelegenheit allein zu überlassen, was dieser indeß keineswegs freundlich aufnahm. So mußte die Gemeinde sich selbst zu helfen suchen, und eine Abstimmung ergab jetzt 66 Freunde des Frauengesanges und nur 14 Gegner. Die Frauen sangen also weiter; aber auch der Kampf wurde fortgesetzt, und das zwar mit so viel Aufwand von Kräften und Mitteln, daß er sich bis in das Jahr 1829 und vielleicht noch weiter hinauszog. Bald glaubte der Bischof und bald der Staatsrath, daß ihre Ehre auf dem Spiele stünde, aber wenn der Letztere zu Gewaltmaßregeln greifen wollte, protestirte wieder der Pfarrer, weil „die Kirche allein das Recht habe, über das Singen zu entscheiden“. Endlich empfahl man der Regierung, die Sache gehen zu lassen, weil „man die Frauen von Jzone nur mit einer imponirenden Macht zum Schweigen bringen könne,“ was sie eingesehen zu haben scheint. — Die Konsequenz steigt zuletzt demnach immer.

Kleine Mittheilungen

Der St. Gallische Kantonschemiker führt in seinem Jahresberichte u. A. folgenden interessanten Fall an: „Zum ersten Mal sind uns künstliche Kaffebohnen, als Handelsartikel von einem Gesner Haus einem St. Gallischen Kaufmann offerirt, zu Gesicht gekommen. Sie sind aus Getreidemehl bereitet und ahmen gerösteten Bohnenlaster, aber nicht sehr glücklich, nach; namentlich ist die Furchung auf der flachen Seite der Bohne zu wenig tief und zu regelmäßig. Für sich allein wird eine Unterschiebung dieser Kaffebohnen sofort auffallen; wenn dagegen bloß 15–20 Prozent einem ächten Kaffee zugemischt würden, so dürfte die Entdeckung der Fälschung dem Laien nicht so leicht werden.“

Ehrenmeldung. Aus Stetten, Schaffhausen, wird dem „Schaffhauser Intelligenzblatt“ mitgetheilt: „Während ein hiesiger Familienvater als Militär sich zum Truppenzusammensetzen mußte und somit verhindert war, seinen Entseignen zur Zeit einzuhändigen, zumal er erst kurze Zeit vorher seine Frau, Mutter von vier kleinen Kindern, durch den Tod verloren hatte, brachten am vorletzten Sonntag eine Anzahl junger Bürger und Bürgerinnen von hier während seiner Abwesenheit im Militärdienst seine Ernte mit vereinten Kräften und heiterm Sinn unter Dach und Fach.“

Ein Koch- und Haushaltungskurs findet auf Veranstaltung des kantonischen gemeinnützigen Frauenvereins vom 21. September bis 11. Oktober in Willisau statt. Die Theilnehmerinnen müssen mindestens 17 Jahre alt sein. Anmeldungen haben bei Frau Großrath Huber in Willisau zu geschehen. Mit der Leitung des Kurses ist Frä. Fischer betraut.

Das Polizeigericht verurtheilte einen Wasser Arzt, welcher einem Landmann die Thüre vor der Nase warf, als dieser ihn mit Fahrwerk zu seiner kranken Frau abholen wollte, wegen Verweigerung ärztlicher Hülfe in eine Buße von Fr. 50.

Bei einem jener gewissenlosen Kaufleute, die weit über Bedarf Lehrlinge engagiren, war der Sohn eines Berliner Beamten engagirt. Als jedoch der junge Mann nach 18 monatlicher Lehrzeit trotz eifriger Bißbegierde immer noch nicht Gelegenheit bekam, etwas Nützliches zu lernen, und nur zu Ausläuferdiensten Verwendung fand, veranlaßte er seinen Vater, ihn aus der Lehre zu nehmen. Der Vater kam dem Wunsche des Sohnes nach, verflagte noch gleichzeitig die Firma auf Schadenersatz, indem er behauptet, diese sei verpflichtet, wenn sie einen Lehrling annehme, denselben etwas zu lehren und nicht in schnöder Weise auszunutzen. Durch

den Mißbrauch der Arbeitskräfte des begabten Jungen seien denselben mindestens 15 Monate seines Lebens geraubt worden. Für jeden Monat verlangt der Vater einen Anfangsgehalt von 80 Mark, da die vergütete Lehrzeit nachgeholt werden müsse.

(„Mettur.“)

Handwerksburschen. Man liest heutzutage viele Klagen über Handwerksburschen, die da oder dort durch ungebührliche Handlungen Anlaß geben, daß die Öffentlichkeit oder die Gerichte einzugreifen haben. Um so eher ist es Pflicht der Presse, das Schöne und Gute an's Licht zu ziehen und zur Anerkennung zu bringen. So hat in einem Hause eines Städtchens ein Handwerksbursche um einen Zehrpennig. Die Bewohnerin, eine arme, kranke Witwe, erklärte ihm traurigen Herzens, daß sie ihm leider nichts geben könne, weil sie selbst nichts habe. Der Handwerksbursche ging still davon. Nach etwa einer Stunde aber kam er wieder. Als die Witwe ihn unter der Thür erblickte, rief sie: „Ach, ich kann Ihnen ja nichts geben, ich muß ja selbst von Unterstützung leben.“ „Gerade deshalb komme ich“, erwiderte der Handwerksbursche, greif in seine Tasche und legte eine Handvoll eben gekloppter, kleiner Münzen auf den Tisch. „So, das ist für Sie, weil Sie arm und krank sind.“ Damit entfernte er sich rasch.

Ein schalkhafter Selbstmörder hat, wie aus Verona geschrieben wird, kürzlich an einem Abend die Via S. Mazzaro in Schreden und Aufregung versetzt. Der gute Mann hatte Streit mit seiner stärkeren Hälfte, die da wieder die Oberhand behielt und mit einer Stimme, die ihren Gatten bis ins Mark erzittern machte, ihn anrief: „Das muß ein Ende nehmen!“ da entloß der geängstigte Mann mit dem Ausruf: „Ja, es soll ein Ende am Brunnen finden.“ Die Frau sah ihren Gatten im Dunkeln über den Hof eilen, sich über die Brunnennauer schwingen, hörte seinen letzten entsetzlichen Angstschrei und zugleich einen dumpfen Fall, dann war alles still. Nun war aller Jörn gegen den Ehegemahl verraucht und heiße Rufe überliefen sie; weinend und schreiend lief sie auf die Straße und rief die Nachbarn zu Hilfe. Mit Leitern und Stangen, Stricken und Laternen bewaffnet, kamen die Braven von allen Seiten heran und begannen das mühselige Rettungswerk, während die reinge Wirtin mit ihren Kindern weinte und jammerte. Es waren bange, schreckliche Minuten, als nach mancherlei vergeblichen Versuchen es endlich gelang, zwei kräftige Männer in den Brunnen hinabzulassen. Um den Verunglückten aus der schwarzen Tiefe zu holen. Mit verhaltenem Athem harren Alle des Erfolges. Da ließ sich aus dem Dunkel hinter der Gartenheide plötzlich eine Stimme vernehmen: „De, holla! Was ist denn das für ein Anlauf in meinem Hause?“ Und hinter der Heide hervor kam der Todsglaube; er war klug genug gewesen, fast keiner einen dicken Stein in den Brunnen zu werfen. Mit einem Freudenstrei warf sich sein Weib in seine Arme und gab ihm die süßesten Namen und Küsse, die er jemals bekommen hatte. Anders die Nachbarn; sie rafften die mitgebrachten Seile zusammen und bläuten damit den Selbstmordschwindler gründlich durch; auch sein treues Weib, das nicht von ihm abließ, erhielt einige tüchtige Hiebe, und nachdem sie den eheflichen Frieden dergestalt wieder hergestellt, verließen die Nachbarn die unheimliche Stätte.

Die Missethäterin Sophie Günsburg, welche in dem letzten Prozesse eine so große Rolle spielte, hat sich nun durch Selbstmord ihren Leiden entzogen. Das einundzwanzigjährige Mädchen war zum Tode durch den Strang verurtheilt worden, allein angesichts der Agitation in England und Amerika beschloß die russische Regierung, dem Jaren die Umwandlung des Todesurtheils in lebenslängliches Gefängniß anzupfehlen. In dem entsetzlichen Gefängniß von Schlüsselburg, von wo nur selten und langsam Nachrichten kommen, hat sich Sophie Günsburg vor sechs Monaten mit einer alten stumpfen Scheere, welche sie sich zu verschaffen gewußt hatte, getödtet, obgleich beständig eine Wache vor ihrer Thür hin und her ging und beständig hinein sah. Wie nachträglich bekannt geworden ist, hatte Sophie Günsburg ein Verhältniß mit einem Manne von guter sozialer Stellung, einem früheren Revolutionär. Er hatte die revolutionäre Propagation geschrieben, welche das einzige Anlagematerial gegen sie bildete. Sophie weigerte sich, den Mann anzugeben, und aus Furcht, daß die beständigen Quälereien sie in einen nervösen Zustand und zur Angabe des Namens verleiteten könnten, gab sie sich den Tod.

Für Küche und Haus

Gebratene Rindscoteletten. Von einem schönen Rippenstück, welches nicht gewaschen, nur mit reinem Tuch abgedrückt wird, löst man, nachdem es gut geklopft ist, die Rückenknochen ab. Nun durchschneidet man es zwischen den Rippen zu 1½ bis 2 fingerdicken Coteletten, wovon man die Rippen nur kurz, das Fleisch mit dem Messer etwas flacher streicht, läßt sie sofort, in reichlich kochendes, gutes Fett gegeben und reich mit dem nöthigen Salz und Pfeffer bestreut, in glühender Hitze etwa 5–10 Minuten braten, sie hierbei öfters umwendend und leicht hin und her schiebend, so daß sie außen rasch

und gleichmäßig braun sind, während sie im Innern zart und saftig bleiben. Wünscht man die Coteletten mehr durchgebraten, so nimmt man mehr Fett und legt kurze Zeit einen gutschließenden Deckel fest auf, um nachher schnell offen abdampfen zu lassen. Mit Butter bestreichen, oder kurze Zeit in feines Del gelegt und mit Pfeffer und Salz bestreut, kann man die Coteletten auch über starker Gluth auf dem Roste braten.

Das Aufbewahren von frischem Obst. Zum Aufbewahren in frischem Zustande nimmt man am besten nur ganz gute Obstsorten und von diesen nur die besten Früchte, welche bei trockenem, sonnigem Wetter geerntet sind. Die Früchte sollen nicht mit den bloßen Händen gepflückt, sondern die Hände sollen zu dieser Arbeit mit Handschuhen bekleidet werden. Es ist auch geboten, daß die Früchte so rasch wie möglich an ihrem Aufbewahrungsort plaziert werden. Wärme, Luft und Licht geben dem abgepflückten Obst den höchsten Grad der Reife und da dieser das erste Stadium der Fäulniß ist, so müssen die zum langen Aufbewahren auserlesenen Früchte vor dem Zutritte von Wärme, Luft und Licht ebenso gut geschützt werden, wie vor feuchter Luft oder Frost. In un-reiner, feuchter und schlechter Luft wird das Obst pilzig, rothlich und bitterlichschmeckend. Zum Aufbewahren frischen Obstes eignet sich also nur ein sehr trockener, gut ausgelüfter und frostfreier Raum. Der Obstkeller soll ganz ausschließlich nur diesem Zwecke dienen; es dürfen höchstens noch Eier darin aufbewahrt werden. Hat man über keinen geeigneten Keller zu verfügen, so wählt man ein vollständig eingemachtes Kammernchen, wo der Frost nicht leicht eindringen kann. Wenn das Obst im Raume untergebracht ist, so schließt man zunächst die Fenster und verhängt sie mit dichten, am besten farbigen Vorhängen, um das Tageslicht abzuhalten. Ebenso darf die Thüre beim Ein- und Ausgehen nicht lange offen stehen bleiben. Beim späteren Betreten dieses Raumes bedient man sich zur Erleuchtung eines Lichtes, um das Tageslicht abgeschlossen zu halten. Ebenso muß die Thüre rasch wieder geschlossen werden. Zum Schutz gegen den eintretenden Frost muß Stroh, Heu, Filz oder reichlich Papier bereit sein, um Fenster und Thüren zu verwahren. Ganz besonders kostbare Äpfel und Birnen lege man, nachdem sie mit einem weichen, reinen Tuche trocken abgeputzt wurden, mit dem Stiele nach unten, einzeln in Papierbüten, klebe sie zu und hänge sie an der Decke oder einem Latengestell im Obstsaal so auf, daß sie von Nichts berührt werden. In dieser Weise richtig behandelt, lassen sich Birnen bis im Mai, Äpfel bis in kommenden August unantastbar erhalten. Pfirsiche, Aprikosen und Reineclauden, welche sorgfältig an trockenem, sonnigem Tage mit Handschuhen gepflückt werden, sobald sie beim Stiele anfangen weich zu werden, und wie die Äpfel behandelt, erhalten sich auf diese Weise auch länger.

Von größeren Mengen Äpfel dreht man eine jede einzelne Frucht, nachdem sie rein abgeputzt wurde, in Papier ein und legt sie aufeinander, mit der Wurde nach oben, in sehr reine, trockene Fässer, die man mit einem gut schließenden Deckel versieht. So aufbewahrt, müssen die Früchte während des Winters hie und da nachgesehen werden. Sehr gut sollen sich die sorgfältig verpackten, rein abgeputzten Äpfel auch halten, wenn man den Boden einer großen Kiste oder eines Fasses mit zerhackten Holzsohlen und getrocknetem, reinem Flusssande dick bestreut, die Früchte eintrichterförmig mit Kohlenpulver und Sand untermischt, mit einer handhoch ganz trockenem Laub bedeckt und das Gefäß mit einem Deckel gut verschließt. Ein besonderes Augenmerk muß die Hausfrau auf die Auswahl und das genaue Erlesen des Obstes richten. Ein einziges faulliches oder ganz ausgereiftes Stück kann den ganzen Inhalt des Fasses gefährden.

Sagebutte n° Marmelade. Von schönen, hell-rothen Sagebutten schneidet man die Krone ab und befreit sie von den Kernen, die zu Thee vorzügliche Verwendung finden. Die Sagebutten werden nun in Wasser weich gekocht, das Wasser wird davon abgeseigt und die weichen Früchte werden durch ein Haarsieb oder feine Gemüsepresse gedrückt. Auf 1 Kilo Frucht wird 1 Kilo Zucker gerechnet, der geläutert und gut gekocht, langsam unter das Mark gerührt wird. Wieder auf's Feuer gesetzt, läßt man die Masse unter beständigem Rühren noch bis an's Kochen kommen, füllt sie in geeignete Büchsen oder Gläser, bringt sie unter luftdichten Verschluss und bewahrt sie an kühlem, trockenem Orte auf.

Sprechsaal

Fragen.

Frage 1660: Wie plazieren verheirathete Kinder, die sich selbst achten und zu den anständigen Leuten gehören wollen, ihre sie besuchenden Eltern am Tage?

Eine Leserin der „Frauen-Zeitung“.

Frage 1661: Wo soll die in beschränkten Räumen eingetragte junge Hausfrau ihre Wintervorräthe von Obst und Gemüse unterbringen? Anstatt des Kellers steht mir nur ein Schrank im Souerrain zu Gebote.

Junge Hausfrau vom Lande.

Frage 1662: Ist musikalische Bildung für die junge Tochter von heutzutage nothwendig, wenn sie gesellschaftliche Ansprüche macht?

Frage 1663: Wie bereitet man einen feinen Braten von einem gut ausgemästeten jungen Lamm?

Frage 1664: Meine kleine, die den ganzen Tag sich außer dem Hause aufhält, weint Nachts oft wegen Magenbeschwerden. Was ist dagegen zu thun?

Antworten.

Auf Frage 1655: Als Nahrungsmittel werden kleine Rhytze von kaltem Wasser mit Essig zur Anwendung gebracht, ebenso ganz kurze, kalte Sitzbäder. Um die Kinder aber dauernd von diesem lästigen und oft folgenreichen Uebel zu befreien, haben sich die „Stuhlspindeln gegen Ascoriden“ vorzüglich bewährt.

Auf Frage 1656: Es ist nicht ratsam, so kurzzeitig ein Mittel gegen Ohrenrauschen anzugeben; es kann dies Uebel ja aus ganz verschiedenen Ursachen entspringen. Oft liegt der lästigen Erscheinung ein organisches Leiden zu Grunde. Ohrenausen ist auch sehr oft der Begleiter von Bleichsucht, was alles zu beachten ist.

Auf Frage 1657: Eine unter fachkundiger Leitung durchgemachte Kur nach Harrer Kneipp's Heilverfahren wird unzweifelhaft von bester Wirkung sein.

Auf Frage 1658: Der sachkundige Chemiker ist mit leichter Mühe im Stande, die gesundheitsgefährlichen Stoffe in einem Präparate nachzuweisen. Das zuverlässigste und einfachste Mittel zur Verschönerung des Teints ist die rationelle Hautpflege. Wer schon von Jugend auf mit dem Bade- und Waschwasser als mit seinem intimsten Freunde verkehrt hat, dessen Aussehen wird auch im Alter ein frisches und blühendes sein. Und wer das frische Wasser erst später täglich zur Anwendung bringt, der wird auch dann binnen kurzem sein Aussehen verjüngt und verbessert finden.

Auf Frage 1659: Die geklagte Erscheinung läßt auf eine bedeutende Erschlaffung der Haut schließen, wie selbe beim anhaltenden Gebrauch von scharfen, kosmetischen Mitteln in der Regel als unausweichliche Folge vorkommt. Die Haut ist schlaff und unthätig; die Poren haben nicht mehr die Kraft, sich zusammenzuziehen. Wenn zur Wiederherstellung solchermaßen unthätig gewordener Haut ein Verfahren nützen kann, so ist es möglich durch täglich zweimalige Waschungen vermittelt eines in lauem Wasser getauchten und mit Solol-Canolin-Seeife angeriebenen Flanellappens. Nach der jedesmal gründlichen Reinigung mit dem lauen Seifenwasser muß das Gesicht mit kaltem Wasser überpült werden. Zwischen diesen regelmäßigen Waschungen empfiehlt es sich, die Gesichtshaut mit Eau de Cologne zu besprengen.

Auf Frage 1659: Unter welcher Adresse kann der Fragestellerin private Antwort zugeestellt werden?



Feuilleton

Zu spät.

Erzählung der Marchesa Colombi.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von A. W. 98.

(Vorspiel.)

In dem Bedürfnis, auf irgend ein lebendes Wesen die neue Begeisterung meines Herzens überzutragen, wandte ich meine ganze Liebe der bescheidenen hochfinnigen Schwester zu, die es verstand, über das kleinliche Treiben im Kloster mich zu erheben und den Groll gegen meine Eltern und mein Schicksal zu mäßigen. Empfind ich auch nicht jene abgöttische Liebe für sie, wie für meine Mutter, so gewann sie mir desto tiefere Bewunderung ab. Ich gelobte mir, allen Widerwillen zu überwinden und mich mit philosophischem Muth in meine Lage zu fügen. Ergebung und Selbstüberwindung allein konnten mich stark und Schwester Constanza ähnlich machen.

Mit meinen gleichaltrigen Genossinnen stand ich in keinem freundschaftlichen Verhältniß. Meine gereizte Stimmung hatte sie mir entfremdet; sie hielten mich für ein anders gartertes Wesen, einen exaltirten Kopf, eine Aristokratin, die sich nie an ihre Art gewöhnen würde. Ich stand vereinsamt, und eine sonderbare Beklemmung, eine unüberwindliche Schüchternheit hinderte mich, den ersten Schritt der Annäherung zu wagen.

Eines Morgens ließ man uns das Frühstück in die Arbeitsstübchen packen. Nach einem längeren Spaziergang auf den Berg sollten wir es dort verzehren. Schwester Constanza, die sich etwas besser fühlte, beschloß, uns eine Wegstrecke zu begleiten. Ich bot ihr meinen Arm als Stütze an, aus Zuneigung sowohl, als auch zum Theil aus selbstthätigem Grund: ergriff ich doch gern dies günstige Mittel, mich von meinen Genossinnen zu trennen, in deren fröhlicher Schaar, die auch ohne mein Zutun sich auf's Herrlichste belustigte, ich mich fremd fühlte.

Mit dem kranken Bein der Schwester gelangten wir nicht allzuweit; sie verlangte zu rasten und ich blieb bei ihr zurück. Während wir unser fröhliches Frühstück

einnahmen, entdeckte sie plötzlich tief unten im Thal in ziemlich weiter Entfernung einen Dominikaner-Mönch. Voll Aufregung wandte sie sich zu mir: „O Raffaela, eilen Sie hinunter zu diesem Mann Gottes und sagen Sie ihm, er möge für mich beten.“

Offenbar glaubte sie an eine wunderbare Heilung ihres Gebrechens kraft der Fürbitte dieses barfüßigen Mönches. In ihrem kindlichen Gemüth sah sie den Herrn, umgeben von seinem Hofstaat, hoch oben in den Wolken schweben, während ein Engel alle von der Erde aufsteigenden Bitten sammelte und sie ihm vorlegte; und zu einer jeden neigte er huldvoll gewährend sein Haupt.

Das Paradies erscheint frommen Seelen oft wie ein Postbüro, wo aller Arten Anweisungen vorgelesen, eingelöst, und nur jene zurückgewiesen werden, deren Schein nicht in Ordnung befunden wurde. Bleibt ein Gebet unerhört, so ward es durch eine geheime, noch ungefähnte Schuld fruchtlos gemacht.

Der Schein war nicht in Ordnung, der himmlische Vater durfte ihn nicht einlösen! Wenn ich die Ueberezeugung der guten Schwester auch nicht ganz theilte, gehorchte ich doch gern ihrer dringenden Aufforderung und eilte vergab so rasch, als meine Füße es vermochten. Bald verließ ich den Weg und glitt längs der Abhänge herunter, um den rasch ausschreitenden Mönch zu erreichen.

Es war ein schöner, klarer Morgen. Hell schien die Sonne und ein leichter Wind trieb die herbstlichen Blätter der Bäume gleich Schwärmen von Kanarienvögeln durch die Luft; in scharfen Umrissen hoben sich die das Thal umschließenden Berge von dem blauen Horizonte ab. Die schöne stille Landschaft athmete Ruhe und Frieden und, dort unten in der Tiefe, der weiße Punkt, der einsam wandernde Mönch, verließ ihr fast antikes Gepräge.

Ich wandte mich nach der verlassenem Höhe zurück und sah hoch über mir die schöne Schwester, wie sie am äußersten Rande des Hügels stehend, mit den Blicken mir folgte und zum Zeichen der Ermuthigung mit den weißen Flügeln ihres großen Nonnenkleides mir zuwinkte. Sie mochte fürchten, ich hole den Mönch nicht mehr ein, und ich beschleunigte meine Schritte bis ich, kaum auf Gehörweite angelangt, zu rufen begann: „Ehrwürdiger Vater!“

Der Mönch hatte den Ruf vernommen; er stand still und wartete.

Athemlos brachte ich die Bitte der Schwester vor. „Schwester Constanza ist seit elf Monaten krank und erlucht Ehrwürden um seine Fürbitte.“

Ob ich unwillkürlich zu der Erlebigung des naiven Auftrages auch die Miene eines naiven Kindes angenommen, oder ob meine kleine Figur den Vater über mein Alter täuschte, er erwiderte:

„Gern will ich der Schwester Wunsch erfüllen; doch besser wäre es, Du würdest für sie bitten, Kind, denn das Gebet der Unschuldigen findet stets Gnade vor dem Herrn.“

Eilends flog ich mit meiner Botschaft den Berg wieder hinauf. Die mir so unermüthet zugewiesene Rolle des Kindes erfüllte mich mit eigenthümlicher Befriedigung. Mir war, als reinigte sie mich von dem Verdachte der Unanständigkeit und Ungerechtigkeit, mit dem ich mich gequält, der großes Mißtrauen gegen mich selbst in mich gelegt hatte. War ich als Kind nicht von aller Verantwortlichkeit befreit, und durfte wieder Anspruch machen auf Liebe und Vertrauen, wonach ich so sehnlich begierig? Kindliche Unterwerfung verlangte man einzig von mir, und was war leichter, als einfach zu gehorchen und dem Leben den Lauf zu lassen?

Unter solchen Gedanken rannte ich den steilen Weg hinauf, ohne Ermüdung zu verspüren, im Gegentheil, die Anstrengung weckte mit der Erinnerung an die in ähnlicher Weise hingebachten Erholungsstunden meiner Schuljahre die ganze fröhliche Bewegungslust jener Zeit wieder auf. Mit strahlenden Augen und glühenden Wangen stand ich endlich vor der Schwester und berichtete ihr den guten Erfolg meiner Botschaft. Während dessen drangen die beim Spiele gebräuchlichen Rufe, mit Freuden geschrei untermischt, von einer entfernten Wiege bis zu uns.

„Warum spielst Du nicht mit den Andern?“ fragte Schwester Constanza.

„Niemand hat mich dazu aufgefordert,“ antwortete ich widerstrebend, während ein neues Gefühl des Bedauerns über meine Verlassenheit mich durchdrang. „Ja, wenn Du auf solche Höflichkeiten wartest...“ gab die Schwester lächelnd zurück. „Geh, springe mit den Andern, nirgends ist Hochmuth weniger am Platz, als unter Kindern.“

Seit sie mich gleich einem Kinde den Berg hinunterhüpfen gesehen, sagte sie mir Du. — Der Muth

fehlte mir, mich ungeheiß in das Spiel zu drängen, allein und verspätet auf dem Spielplatz zu erscheinen, um gleich einer Ausgesprochenen meinen Theil Freude mir zu erbetteln.

Die Schwester bemerkte mein Zaudern, und da sie nun ihrerseits mir gern einen Gefallen erwiesen hätte, rief sie: „Marie Louise!“

Marie Louise war ein vierjähriges Kind, zusammen mit einer älteren Schwester von dreizehn Jahren der Obhut des Klosters anvertraut, da beide mutterlose Waisen waren, deren Vater, ein Geschäftsmann, sich stets auf Reisen befand. In diesem Augenblick spielte es in unserer Nähe unter Schwester Constanzas Aufsicht; an den lärmenden Spielen der Großen konnte es sich noch nicht theilnehmen.

Auf den Ruf der Schwester eilte es hurtig herbei, und, das reizende Gesichtchen zu ihr erhebend, fragte es: „Eine Geschichte?“

„Noch nicht, Liebling. Erst sollst Du dies kleine Fräulein zu Deiner Schwester bringen und ihr sagen, ich wünsche, daß sie es mitspielen lasse. Dann kommst Du schnell zurück und ich erzähle Dir die Geschichte.“

Marie Louise nahm meine ihr dargereichte Hand nicht an, sondern sprang lustig voraus, von Zeit zu Zeit sich umsehend, ob ich ihr folge. Um sie nicht aus den Augen zu verlieren, mußte ich meinen Schritt beschleunigen und zu allererst gehörig springen, so daß wir beide athemlos und erhist den Spielplatz erreichten. Dort packte mich die Kleine an einer Rockfalte und zog mich zu ihrer Schwester, zu der sie sagte: „Laura, Schwester Constanza will, daß auch diese hier mit Dir und den Andern spiele.“ Damit sprang sie davon und ließ uns in großer Verlegenheit eine vor der andern stehen.

Trotzdem Laura zwei Jahre weniger zählte, als ich, war sie doch größer. Blond und rosig, wie eine Deutsche, sah sie aus, und der gütige Ausdruck ihrer hellgrauen Augen, ihr ruhiges Lächeln zogen mich an. „Kommen Sie,“ sagte sie schüchtern, indem sie meine Hand ergriff.

„Ich denke, unter Mitthülferinnen sagt man sich Du,“ antwortete ich, getrieben von dem Bedürfnis, meinerseits etwas dazu beizutragen, um das Eis zu brechen, das sich in Folge meines verschlossenen Wesens zwischen mir und meinen Gefährtinnen aufgestaut.

Laura konnte sich nicht so rasch in das „Du“ finden und verlegenes Schweigen trat ein. Wir näherten uns dem Kreise der andern Mädchen, dem sie mich, jede direkte Anebeide vermeidend, mit den Worten vorstellte: „Schwester Constanza läßt sagen, wir möchten sie mit uns spielen lassen.“

Neugierig hatten sich die Mädchen herangedrängt, den Grund meines unerwarteten Erscheinens zu erfahren — keines antwortete. Es war ein kalter Empfang — wie ich ihn verdient. Wenn mir die Lebensweise im Kloster zum Eckel war, mit welchem Recht ließ ich's die Böglinge entgelten, die, muthiger als ich, durch herzliches Einvernehmen und frohen Sinn über alles Widrige hinwegzukommen trachteten?

Nachdem Laura vergeblich auf ein Wort des Gegenkommens gewartet, sagte sie entschlossen: „Also — das Spiel beginnt.“ Nach einem großen Aufbaum deutend, belehrte sie mich, daß dort das „Ziel“ gesteckt sei.

„Wer ist's?“ fragte die Eine.

„Die Lebstaufkommene, so verlangt es die Spielregel,“ rief eine Andere.

Gehorsam verfügte ich mich zu dem bezeichneten Baum und im Nu waren alle auf dem weiten, prächtigen Plan aneinander gestoben. Rings sah ich athemlose Gesichter, lachende Augen und lustig blühende Zähne, während von allen Seiten der lockende Ruf ertönte: „Komm, fang mich!“ Mit dem „Sie“ war auch aller Zwang für immer verschwunden.

IV.

Im Wechsel von sorglos heiterem Spiel und tiefer Niedergeschlagenheit verging der Herbst. Nach Augenblicken der Vergessenheit empfand ich das Drückende meiner Lage um so schmerzlicher, doch lernte ich allmählich mich selbst und diese Stimmungen besser zu beherrschen. Unter den Händen der Frau Oberin, bei der ich jenen ersten denkwürdigen Tag in Turin zugebracht und die ich später nur zu gut kennen lernen sollte, wäre ich wohl nie zur Ergebung gelangt. Die kleine, behäbige Frau hatte wenig Gewinnendes in ihrem Wesen, rauhe und unfreundliche Manieren, eine gewöhnliche Ausdrucksweise und war außerdem mit einem Schnurrbart gesegnet, um den ein Grenadier sie leicht beneidet hätte. Von gemeinem Krämergeiste befeuert, trug sie sich mehr mit irdischen, als mit himmlischen Gedanken und opferte sowohl Zeit als Interesse ausschließlich für geschäftliche Speculationen, An-

und Verkäufe, Gründungen und Unternehmungen jeder Art, so daß ihr Leben weit mehr demjenigen eines überhäuften Geschäftsmannes, als demjenigen einer gottseligen Ordensschwester glich. Eine solche Jagd nach Gewinn erschien meinem jugendlichen Idealismus ganz verwerflich und abscheulich, und niemals wäre es dieser Frau, die ich gering schätzte, gelungen, mich unter ihre Autorität zu beugen.

Glücklicherweise verbrachte sie sowohl, als die ihr geistesverwandte Schwester Vikarin, den größten Theil der Zeit in Turin und mir verblieb ungestört der heilsame Verkehr mit Schwester Constanza. Angezogen ihrer Güte, Heiterkeit und Ruhe schämte ich mich meiner aufreißerischen Gemüthsart. Trotzdem kam es vor, daß ich in meine alten Grillebeinen zurückfiel, wenn wir im Klassenzimmer, während die Andern lernten, schweigend nebeneinander arbeiteten. Ich sagte mir dann vor, daß meine Eltern sich keinesfalls beeilen würden, heimzukehren, um mich meiner Gefangenschaft zu entheben, daß ich von Jedermann verlassen, allein in der Welt, ohne Zweck und ohne Freude, immerfort hier zu bleiben verurtheilt sei, daß deshalb die Nothwendigkeit, auf Abhülfe zu suchen, mir allein zufalle — Keiner würde sich je darum kümmern — daß Niemand mir daraus einen Vorwurf machen dürfte, wenn ich mich weigere, solcherweise ins Ungewisse hinein zu vegetieren, ohne Ziel, ohne Neigung, ohne Hoffnung. Das Blut stieg mir zu Kopf und alle die Menschen, die, ohne Verständnis für meine verzweifelte Angst, ruhig um mich her weiter lebten, wie egoistisch, wie lieblos erschienen sie mir! Zitternd vor Aufregung warf ich meine Arbeit hin und außer mir schrie ich laut und zornig: „O Schwester Constanza, ich kann nicht mehr, ich halte es nicht aus — Alles ist vergeblich — nein, nie werde ich dieses, nie werde ich dies Leben ertragen...“

„Geh“ in den Garten, Kind,“ erwiderte die gute Nonne in ihrer sanften Weise. „Zu lange schon bist Du heute Morgen, ohne Bewegung und ohne Zerstreuung, hier innen in der dämpften Luft gesessen. Geh“ hinaus, laufe ein wenig, damit Deine Nerven ruhig werden.“

Ich that, wie sie mir anbefahl, doch nicht ohne Empfindlichkeit und ohne mich ernstlich zu fragen, ob in der That „aufgeregte Nerven“ ihren Theil zu solchem moralischen Leide beitragen könnten. Einmal wanderte ich mit meinen Gedanken in dem Garten, der eigentlich nur aus einem unbebauten Grasplatz bestand, um den sich rings eine Weinlaube zog. Diese zeigte jetzt nur ihr Holz- und Drahtgerüst mit wenigen schwanfenden, durch die Weinlese zerrauten Zweigen überhängt, von denen jene, die keine Frucht getragen, noch in dem überflüssigen Zierrat rother und gelber Blätter prangten.

Nachdem ich mich lange genug über meine abnormale Lebensstellung abgequält, gewann meine gute Natur wieder die Oberhand und ich endete meine Reflexionen mit dem festen Vorsatz — ach! so oft vergeblich gefaßt! — demüthiger und sanftmüthiger zu werden. Von Weitem erblickte ich Schwester Constanza, wie sie, auf Marie Louise gestützt, lieber mühsam einerschritt, als daß sie dem Kind die Falschheit gerant hätte, sein Köpfchen diene ihr zur Stütze, während doch der guten Schwester weiße Hand kaum sein Goldhaar zu erreichen vermochte.

Lächelnd kam sie mir entgegen, nahm meinen Arm, sprach mit mir von dem Kind, von den schönen Herbsttagen, von dem melancholischen Reiz der absterbenden Natur, die sie mit künstlerischem Gefühl zu erfassen verstand. Und dann, nachdem sie unmerklich meinen Geist in hellere und höhere Regionen geleitet, begann sie von meinen Eltern zu sprechen, von den zu erwartenden Briefen, von meiner armen Mutter, die so Vieles entbehren, in Gott weiß welcher traurigen Lage in dem kalten, fremden Lande sich fügen müsse. „Wer weiß, wie sie dort lebt, die Ärmste, in dem frohigen, feuchten Klima, ohne Freunde, ohne Bequemlichkeit. Und doch hat sie die Schickung Gottes muthig angenommen und wird sie auch muthig ertragen, um Deines Vaters Leben nicht noch mehr zu bedrücken. Und alle Beide werden in dem Gedanken, daß ihr einziges Kind solchen Mühsalen entzogen ist, den besten Trost finden.“ Sie sagte dies Alles mit solch überzeugter Bewunderung, als wäre Mamas Unterwerfung in das ihr aufgedrungene Schicksal wirklich eine staunenswerthe Leistung, während sie selbst eine schmerzliche Krankheit, die Entbehrung jeglicher Bequemlichkeit, die Mühen ihres Berufes und dessen Abgeschlossenheit ohne irgend welchen äußeren Trost, beidenden und demüthig als selbstverständliches Loos ertrug. Wie klein, wie nichtig erschien ich mir, solch idealer Tugend gegenüber, und Thränen der Scham stiegen mir in die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

„Es schickt sich nicht.“

(Fortsetzung.)

Nun, altdeutsch oder nicht!“ meinte die Cousine vom Lande in ihrer frischen Weise. „Das Gebäude könnte mir wirklich nicht so besonders gefallen. Da finde ich hier links die kleine Villa viel, viel anmutiger! Sieh' nur, wie hübsch die prächtigen, blau und weißen Glycinien die Veranda umranken. Schade, daß das Haus nicht bewohnt zu sein scheint; die Läden sind geschlossen und nichts regt sich.“

„Die ehemalige Wohnung des verstorbenen Professors Eckart,“ sagte Melanie gleichmütig. „Er war ein Sonderling und lebte hier ganz für sich allein mit einer gleichfalls schon bejahrten Haushälterin. Es heißt, sein Nefse, der irgendwo im Auslande als Gelehrter lebt, habe das Haus geerbt; doch scheint es ihm mit der Besitznahme nicht sehr zu eilen. Die Villa steht nun schon den ganzen Sommer über leer. — Sieh', da sind wir schon an der B.-Straße!“

Das war nun freilich ein etwas ungewohnter Anblick für Klara; diese breite, schöne Straße mit den prächtigen Bauten, den eleganten großen Magazinen zu beiden Seiten und den zahlreichen geputzten Herren und Damen, die an den großen Schaufenstern links und rechts vorbeiwandelten! Was lagen doch da alles für Herrlichkeiten ausgebreitet! Klara hätte kein junges Mädchen sein müssen, um nicht mit Interesse und Wohlgefallen, wenn auch ohne alle Begehrlichkeit, auf den duftigen, zarten Spizengeweben, den prachtvollen schweren Sammt- und Seidenstoffen, den ausserleichen Schmuckstücken und tausend andern hübschen Dingen in den großen Spiegelfenstern zu blicken. Die B.-Straße war nämlich diejenige, in welcher sich die größten und bekanntesten Läden der Stadt befanden. Das war freilich etwas Anderes, als der Kramladen zu Hause in Birsenthal, worin Tuch, Spezereien, Geschirr, Schuhe und alles Mögliche in buntem Durcheinander aufgestapelt lagen. Hier war Alles mit kluger Berechnung geordnet in's beste Licht gerückt und geordnet; die schönen Stoffe in anmutigen Draperien zur Schau gelegt, die Juwelen- und Brillanten in der Nachmittagssonne wie Thautropfen — kurz, es war ein Anblick, der wohl das Auge fesseln konnte.

„Sieh' hier, diesen Schmuck von herrlichen Saphiren, ist er nicht wunderhübsch?“ sagte Melanie, auf eine in der That überaus reizende Garnitur deutend. Klara fand dieselbe auch sehr schön, wandte sich dann aber anderen Kostbarkeiten zu, während Melanies Augen lange darauf haften blieben. Als Klara mit ihrer Besichtigung am Ende der ziemlich langen Reiben aufgelegter Schmuckstücke angelangt war, bemerkte sie dicht neben sich den Aushängelassen eines Photographen, der meistens größere Bilder in Kabinettform enthielt. Mit noch größerem Interesse, als vorher auf den Armabändern, Broschen und Ohrringen, schaute sie jetzt auf die zum Theil recht charakteristischen Gesichter, die hier der erste Photograph der Stadt im Bilde ausstellte. Es waren Photographien mehrerer bekannter Künstler und Gelehrter, dazwischen hübsche Frauenköpfe, Sängerinnen und Schauspielerinnen des Theaters der Stadt und einige sonstige „Ortschönheiten“ — im Ganzen eine ziemlich interessante Gesellschaft. Es war daher kein Wunder, daß Klaras Augen neugierig von einem der Bilder zum andern wanderten. Sie blickte eben auf die Photographie eines alten, ehrwürdig aussehenden Herrn mit weißem Haupthaar, dessen Züge, namentlich aber die ernst und sanft blickenden Augen ihr bekannt vorkamen, als Melanie endlich von dem sie so fesselnden Saphirgeschmeide emporgehaupte und sich nach Klara umsah. Da gewahrte sie die Cousine vor jenem Kasten; das schien ihr Mißfallen zu erregen und sie zungelte ein wenig die feinen Brauen.

„Bitte, Klara, bleibe nicht so lange bei diesen Photographien stehen!“ sagte sie nun, auf Zene zutretend.

„Warum nicht, liebe Melanie?“ fragte Klara verwundert.

„Das weißt Du nicht? Weil es sich nicht paßt, daß junge Mädchen ohne Begleitung vor solchen Aushängelassen stehen bleiben.“

Klara lachte. „Aber Melanie, wozu sind denn überhaupt die Photographien hier? Doch gewiß, damit die Vorübergehenden sie betrachten können?“

Melanie zuckte leicht die Achseln. „Nun ja, das ist etwas für Herren, deren man oft genug hier stehen sieht; mir ist es immer gelehrt worden, daß dergleichen sich für wohlgezogene, junge Damen nicht schickt.“

„Wie, haben denn hier die Herren der Schöpfung ein solches Vorrecht vor den Damen?“ scherzte Klara.

„So kommt doch, Klara!“ wiederholte Melanie in etwas ungeduldigem Tone.

„Gleich, liebe Melanie! Bitte, sage mir nur noch schnell, wer dieser ehrwürdige alte Herr ist?“

Melanie warf einen Blick auf das Bild. „O, das ist ja der verstorbene Professor Eckart, von dem ich Dir vorher sprach, derselbe, dem die kleine Villa gehörte, die Dir so gut gefiel. Aber nun laß uns gehen!“ und Klara am Arm fassend, zog sie dieselbe vorwärts.

„Merkwürdig,“ meinte Letztere, „das Gesicht dieses alten Herrn hat etwas Bekanntes für mich — wenn er nur gleichen mag?“ sagte sie sinnend hinzu.

„O, irgend eine zufällige Ähnlichkeit, wie sie häufig zwischen ganz Fremden vorkommt! Zerbrich Dir den Kopf nicht darüber.“

„Das werde ich auch nicht, Cousinchen,“ erwiderte Klara. „Der alte Mann sieht übrigens durchaus nicht wie ein grämlicher Sonderling aus, meinst Du nicht? Schade, daß Du mich so schnell aus meiner Betrachtung riffest, ich hätte mir gerne noch die andern Bilder recht angesehen! Ich sehe sehr gerne Photographien; das menschliche Angesicht ist eben doch noch interessanter, als todte Luxusgegenstände, so schön sie auch sein mögen. Ich muß gestehen, liebste Cousinchen, das Verbot des Betrachtens solch' ausgestellter Bilder für junge Damen kommt mir sonderbar vor.“

„Was willst Du, der gute Ton verbietet es einmal!“ beharrte Melanie, verzichtete jedoch auf eine eingehende Begründung ihrer Behauptung.

„Höre, liebe Melanie, ich fürchte, einer guter Ton würde mir auf die Dauer recht viel zu schaffen machen,“ sagte Klara schelmisch. „Ich glaube kaum, daß es mir leicht sein würde, mich ihm so blind zu unterwerfen! Darin lobe ich mir denn doch unser liebes Dörfchen, wo man so zwanglos herumwandern und sich Alles mit Muße betrachten kann, ohne gegen den guten Ton zu verstoßen!“

Die Cousinen durchwanderten noch einige der schönsten Straßen und gelangten dann auf eine Brücke von der aus man die ganze Stadt mit ihren Thürmen übersehen konnte.

„Wie hübsch!“ rief Klara und blieb unwillkürlich, von dem Anblick gefesselt, an das Geländer gelehnt, stehen. Vor ihr lagen die schönen, großen Häuser und drunten glänzte im Sonnenlicht das bläuliche Wasser des breiten Stromes, während auf der Brücke selbst elegant gekleidete Spaziergänger, Herren und Damen, auf und ab schritten. Klara wollte sich eben das hübsche Bild recht betrachten, als schon wieder die Cousine in tabelndem Tone sich vernehmen ließ.

„Ich bitte Dich, Klara, komm laß uns weiter gehen!“

„Aber warum denn so eilig, Cousinchen?“ gab Klara, noch immer im Anschauen der Stadt versunken, ahnungslos zurück.

„Weil es sich nicht schickt, daß Du hier mitten auf der Brücke stehen bleibst,“ ertönte von Neuem das unglückliche Stichwort Melanies und der Tante.

„Das sieht so auffallend aus, liebe Klara!“

„Auffallend? Ich finde nicht! Darf man sich denn hier nicht einmal gehörig umhauen?“

„Nun ja, etwa Ausländerinnen, fremde Damen, die unsere Gegend besuchen; bei solchen findet man es natürlich. Aber Du bist doch keine reisende Engländerin!“

„Mein Gott, muß man denn durchaus eine englische Lady oder eine französische Gräfin sein, um das Recht zu haben, von hier aus unsere Stadt betrachten zu dürfen?“ sagte Klara mit einem komischen Seufzer, war aber zu gutmütig, um der Cousine zu widerstreben, so wenig sie auch deren fortwährendes „Es schickt sich nicht!“ begriff. So wandte sie denn,

wenn auch ungern, ihre Augen von dem hübschen Ausblick vor ihr ab und ließ sich von Melanie fortziehen. Wäre sie nicht so harmlosen, beiseideuten und dabei heiteren Sinnes gewesen, so hätte dieser beständige Appell an die Schicklichkeit leicht das gute Einvernehmen zwischen den Beiden in etwas beeinträchtigen können; es gehörte eben Klaras lebenswürdige und sonnige Natur dazu, um auch hier über dem komischen das Unangenehme, Störende zu vergessen.

„Weißt Du was, Cousinchen?“ sagte sie im Weitergehen lachend, „ich werde mir nächstens ein rothes Reisehandbuch verschaffen und es überall mitnehmen; so ausgestattet, ist es mir vielleicht auch erlaubt, mich hier etwas freier zu bewegen, wie? Hast Du vielleicht noch einen alten Vadebecer zu Hause? Aber freilich, ich würde auch mit diesem noch nicht wie eine reisende Engländerin aussehen, fürchte ich!“

„Ja, das fürchte ich leider auch,“ erwiderte Melanie etwas ironisch; „also mußt Du Dich schon dazu bequemen, Dich unsern Sitten und Gebräuchen unterzuordnen!“

„Das weiß ich doch noch nicht,“ scherzte Klara. „Doch nein, sei nur ruhig, ich werde Dich nicht in Verlegenheit bringen, Cousinchen, — so beschaffst Du unsere Landpomeranze nicht!“ (Fortf. folgt.)

Abgerissene Gedanken.

Die Wahrheiten, welche wir am unliebsamsten hören, sind für uns zu wissen am nützlichsten.

Eine schöne Frau fordert Liebe, eine häßliche strebt sie zu erwerben.

Die Frauen lesen besser in fremden Herzen, als im eigenen. Jean Paul.



Frau A. in O. Stellen Sie die Kleine einem Arzte vor. Die Herren Dr. Schultheß und Luning in Zürich (orthopädische Anstalt) würden Ihnen richtigen Bericht geben können. Nach der Beschreibung aus der Entfernung läßt sich in solchen Fällen nicht gut Rath erteilen. Mel- den Sie Ihre Anstalt vorher schriftlich an. Zu Anfangs der Woche sind wir nicht zu sprechen.

Geehrte Leserin in Mittenbach. Für Ihre freundliche Sendung besten Dank!

Hrn. F. B. in S. Die Stadt Solothurn kann sich rühmen, schon in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts einen anerkannt tüchtigen weiblichen Arzt zu ihren Bürgerinnen zu zählen. Es war dies die Tochter des Junters Hans von Koll. Es heißt von ihr: Eine hochbede Menschenfreundin, zeichnete sie sich durch körperliche Schönheit, Herzengüte, geistige Begabung und außerordentliche Kenntnisse aus. Von früher Jugend an war sie bemüht, die Heilkräfte der Pflanzen kennen zu lernen. Daher durchwanderte sie häufig Berg und Thal, um Heilkräuter zu sammeln. Aus denselben bereitete sie in ihrer kleinen Hausapotheke gesundheitsbringende Arzneien. Diese verschickte sie an die armen Kranken in Solothurn und dessen Umgebung, die sie fast täglich besuchte. Glücklich geheilungen, die ihr gelangen, brachten sie bald in guten Ruf. Weil damals die Heilkunde noch wenig ausgebildet war, so suchten Reiche und Arme bei ihr Hilfe; aus der Ferne, sogar aus Deutschland, kamen Leute, um ihren Rath zu hören. Für ihre Dienste nahm sie weder Belohnungen, noch Geschenke an. „Was ich umsonst empfangen habe,“ sagte sie, „gebe ich auch umsonst; habt ihr mir etwas zugebracht, so gebt es den Armen.“ Der Gelehrte Glarean von Mollis schrieb von ihr: „Wie vielen, von ihren Ärzten schon aufgegebenen Kranken hat sie die Gesundheit wieder gegeben! Wenn versagte sie je ihre Sorge und ihre Heilmittel? Sie ist die Zuflucht der Armen und der Trost der Reichen. Und wofür thut sie dies alles? Sich zu bereichern? Nein, sie thut das Gute einzig, um sich das Vergnügen zu machen, wohlzutun. Niemandem wünsche ich ein längeres Leben, als derjenigen, die so vielen Menschen das Leben erhalten hat. Ich will, daß es die Nachkommen wissen, daß die Schweiz überhaupt und Solothurn insbesondere Grund haben, sich dieser bewundernswürdigen Frau, die ich eine Selbstin nenne, zu rühmen.“ Allgemein betrauert, starb Barbara von Koll im Jahre 1571. Kein Denkmal zierte deren Grab; um so tiefer ist dagegen ihr Andenken in das Herz der Nachwelt eingegraben. — So sagt die Geschichte. Sie sind also durch eine Ihrer eigenen Landsmänninnen geschlagen.

Hrn. M. B. in A. In der Schweizerischen Fachschule für Damenschneiderei und Lingerie in Zürich bestehen Spezial-Kurse: 1. Für Damenschneiderei, abgetheilt in: 1) den Zuschneidkurs für Schneiderinnen mit sechsmonatlicher Dauer bei täglich öftndigem Unter-

ZAHN-ELIXIR. PULVER UND ZAHNPASTA
DER
RR. PP. BENEDICTINER
DER ABTEI VON SOULAC
(Frankreich)
Dom MAGUELONNE, Prior
2 goldne Medaillen: Brüssel 1880 — London 1884
DIE HÖCHSTEN AUSZEICHNUNGEN

ERFUNDEN 1373 Durch den Prior
Pierre BOURSARD

« Der tägliche Gebrauch des
Zahn-Elixirs der RR. PP. Benedictiner,
in der Dosis von einigen Tropfen
im Glase Wasser verhindert und
heilt das Hohlwerden der Zähne,
welchen er weissen Glanz und Fest-
igkeit verleiht und dabei das
Zahnfleisch stärkt und gesund
erhält.

« Wir leisten also unseren
Lesern einen thatsächlichen Dienst indem wir sie
auf diese alte und praktische Präparation auf-
merksam machen, welche das beste Heilmittel und der
einzige Schutz für und gegen Zahneln sind,
Basta gezeichnet 1807 **SEGUIN** 106 & 108, rue Croix-de-Seguy
General-Agent: **SEGUIN, BORDEAUX**
Zu haben in allen guten Parfümeriegeschäften,
Apotheken und Drogenhandlungen.



